

Als Antonia – eine meiner Nichten – vier Jahre alt war, brachte sie aus dem Kindergarten ein Ordnungsmodell mit in die Familie: Die Welt wurde eingeteilt in bestimmte Phasen. Wenn man im Haus spielen sollte, dann war »Drinnen-Zeit«, und wenn es hinausging, dann war »Draußen-Zeit«. Es gab eine »Händewasch-Zeit« und eine »Ess-Zeit«. Alles geregelt! Nun muss man wissen: Ihre Eltern sind Juristen – meine Schwägerin und mein Bruder. Und was tun Juristen immer mal? Sie streiten! Da wird plädiert und debattiert, argumentiert und gestikuliert, und sogar mitunter geschrien. Für mich, dem damals jungen Priester, war das besorgniserregend; aber Antonia konnte auch die Debatten einordnen. Sie verkündete gelassen: »Jetzt ist Streit-Zeit!«. Und sie hatte recht mit ihrer Gelassenheit: Es tut der Beziehung gut, wenn die Dinge auf den Tisch kommen, statt sie unter die Decke zu kehren. So kann man die Spannungen benennen, das Verworrene klären und das Passende aushandeln.

Heute stehen wir an einer weltkirchlichen Schwelle: Ab dieser Woche tritt die Versammlung des weltweiten »Synodalen Prozesses« in Rom zusammen. Die heutigen Lesungen geben uns hierfür eine entscheidende Wegweisung. Die Ausgangslage ist gespannt. Der Synodale Weg in Deutschland hat ja Positionen erarbeitet, die in Rom noch nicht recht verstanden werden. Ein Kardinal äußerte sich zu den Papieren aus Deutschland blöderweise – sagen wir: erstaunlicher Weise – mit der Bemerkung, sie seien »typisch deutsch«. Das klingt eher nach Vorurteilen als nach Auseinandersetzung. Aber das heißt auch, es wird nun gerungen! Eine andere Antwort auf unsere Texte war offener: Kardinal Ladaria meinte, es fehlten in den Forderungspapieren noch die Fußnoten, die müssten die Deutschen noch nachliefern, bevor man sich in Rom ans Übersetzen macht. Manche meinten hierzulande, das sei bloß Schulmeisterei; aber es war doch auch eine Botschaft: Wir wollen, was Ihr zu sagen habt, mit allem argumentativem Gewicht der Weltkirche zu Gehör bringen. Jedenfalls sind es deutliche Forderungen, die wir da in Rom einbringen. Sollten wir »braver« sein und solche Wellen erst gar nicht schlagen?

Es ist hochspannend zu hören, was Jesus heute sagt. Gehen wir sein Gleichnis noch einmal genau durch. Der Vater sagt zu beiden Söhnen dasselbe: »Mein Kind, geh und arbeite heute im Weinberg!« (Mt 21,28,30). Bei den Antworten der beiden Söhne gibt Jesus einen bewegenden Hinweis. Der erste Sohn sagt, dass er nicht will; in aller Offenheit. So sind die Gefühle auf dem Tisch. Der Sohn hatte wohl schon etwas anderes vor und sich darauf gefreut. Und was sagt der zweite Sohn? »Ja«? Richtig, er sagt »Ja«; aber er sagt noch etwas: Er sagt »Ja, Herr!« Herr? Er ist eben als »Kind« angesprochen worden; und der Vater hat nicht gesagt: »Arbeite in *meinem* Weinberg!«. Es ist der Weinberg der Familie, er gehört auch dir. Der zweite Sohn scheint weggegangen zu sein und sich gesagt zu haben: Jetzt werde ich wieder wie der letzte Knecht behandelt, das könnte doch auch ein anderer, man muss hier immer buckeln. Und was wird im ersten Sohn vorgegangen sein nach seinem »Ich will nicht«? Er könnte empfunden haben, dass in dem Auftrag ein großes Vertrauen liegt. Er fühlt sich einbezogen. Er konnte auch offen sagen, was er auf dem Herzen hat, wozu er Lust hat und wozu nicht. Man merkt: Er kann seine Würde empfinden: Er ist Sohn, kein Knecht.

Nun ist »Knecht« für Israel gar kein Schimpfwort. Israel ist glücklich darüber, im Dienst des »Herrn« zu stehen. Es erfüllt diesen Dienst mit Ehrfurcht. Aber diese Ehrfurcht kommt gerade nicht aus dem Bewusstsein, versklavt zu sein, sondern befreit: Aus dem Sklavenhaus ausgezogen, in der Würde der Erwählung, kann das Gottesvolk gerne und in echter Freiheit sagen, ja, ich diene dir; aber das heißt nicht, dass man sich nicht beschweren kann, dass man nicht sagen kann, was man empfindet und braucht. Es gehört gerade zur Würde der Kinder, auch das zur Sprache zu bringen.

Als Papst Franziskus sich vor gut zehn Jahren erstmals mit einem langen Schreiben zu Wort meldete, standen darin auch einige schwer verständliche Gedanken; darunter der Satz: »Die Zeit ist mehr wert als der Raum« (*Evangelii gaudium* 222). Es geht ihm darum: Was nicht gewachsen ist, sondern per Machtwort eingerammt wurde, was als »Position« »besetzt« wurde, das zerbricht. Was aber Frucht einer Geschichte des Hörens, des Ringens, der Klarwerdung ist, das hält: das Ergebnis eines »Prozesses«. Dass der erste Sohn schließlich doch arbeiten geht, ist Frucht eines solchen Wachstums: aus Würde in den Dienst gehen. Natürlich gibt es da die Hitze – und die Schmerzen; aber aus dem Bewusstsein heraus, in unserem Weinberg für die Traubenernte mitwirken zu können, fühlt es sich anders an: Es gehört dazu, wie uns der Weinberg gehört und ich zur Familie gehöre.

Wenn Paulus an die Gemeinde von Philippi schreibt – wir haben es eben gehört –, scheint er genau das Gegenteil zu verlangen: keine Streitsucht, sondern Demut; nicht auf das eigene Wohl achten, sondern den anderen höher achten. Sicher: Streitsucht – also Krach auf »Teufel, komm raus« – hilft nicht weiter; aber das Interessante ist: Paulus verlangt nicht einfach eine bestimmte Haltung. Er zwingt die Christen nicht in die Knechtschaft; sondern er erinnert sie daran, wer sie sind: Ihr neuer Lebensort ist »in Christus Jesus« (Phil 2,5)! Sie dürfen sich jetzt bewusst machen, dass sie Glieder am Leib Christi sind. Und es ist kein selbstgemachter Willensentschluss, sondern diese Würde, die ihre Haltung verwandelt, ja ihr ganzes Verhalten. Mit Christus seid ihr Kinder Gottes geworden. Deshalb könnt ihr anders leben: offen für echte Wachstumsprozesse.